

Brauchen wir »Intensivpädagogik« und wenn ja welche für was? Zur Konturierung eines zu Recht umstrittenen Begriffes

Mathias Schwabe, Herne

Seit die Rummelsberger Diakonie 1977 ihren »Pädagogisch-therapeutischen Intensivbereich« eröffnete, folgte deutschlandweit die Gründung vieler weiterer stationärer Intensiv-Angebote, worauf die meisten dieser Gruppen auf den dort mitkonzipierten geschlossenen Rahmen verzichteten. Dieser Trend – manche sprechen gar von einem Boom – hält trotz mancher Kritik weiter an (Koch 2014, Schwabe 2008). Jetzt, beinahe 40 Jahre später, hat die Fliedner-Fachhochschule der Kaiserswerther Diakonie in Düsseldorf einen berufsbegleitenden Masterstudiengang »Intensivpädagogik« aus der Taufe gehoben, der im Oktober 2015 beginnen soll. So stellt sich die Frage, ob wir nach Erlebnis-, Individual-, und manch anderer Bindestrich- oder Adjektiv-Pädagogik wie beispielsweise »Konfrontative Pädagogik« so etwas wie »Intensivpädagogik« überhaupt brauchen und was sie an besonderen Inhalten bieten könnte?

Intensivpädagogik, so die Leitidee dieses Artikels, ist ein zugleich schwacher wie auch unpassender Begriff für das, was er bedeuten kann oder sollte. Die Kritik, die er auf den Plan ruft, ist in vieler Hinsicht berechtigt. Aber er bezeichnet Phänomene, die real beobachtet werden können: pädagogische Praxen mit jungen Menschen, die besondere Schwierigkeiten haben und besondere Schwierigkeiten machen beziehungsweise Hilfeeinrichtungen, die an bereits gescheiterte Hilfen und misslungene Kooperationen von Angehörigen und Helfern anknüpfen und dieses Mal hilfreicher wirken wollen. Der Verzicht auf das Wort »Intensivpädagogik« könnte demnach leicht in eine Leugnung münden: die Leugnung, dass Sozialpädagogik im Kontext der Jugendhilfe immer wieder an Grenzen kommt und die Leug-

nung, dass Pädagogik auch an diesen Grenzen gefragt und herausgefordert ist. Intensivpädagogik ist derzeit nicht viel mehr als eine Sammelbezeichnung für vielfältige und heterogene Praxen. Aber wir besitzen im Moment keine geeignetere Bezeichnung, müssen diese allerdings entfalten und erklären, damit sie irgendwann über den Charakter eines groben Etiketts hinauswachsen oder sich in einen anderen, passenderen Begriff transformieren kann.

Ich gliedere meinen Artikel wie folgt:

1. Intensivpädagogik. Umgangssprachliche Anknüpfungspunkte und ihre Grenzen
2. Intensivpädagogik: (Sonder-)Pädagogische Anknüpfungspunkte, Chancen und Grenzen
3. Intensivpädagogik als Sozialpädagogik in einer spezifischen Fallkonstellation (B. Müller).
4. »Intensiv« in welcher Hinsicht? Acht Operationalisierungsmöglichkeiten
5. Arbeitsprogramm »Intensivpädagogik«

1. Intensivpädagogik: Umgangssprachliche Anknüpfungspunkte

Begriffe, die in die Fachsprache und/oder Kommunikation von Praktikerinnen und Praktikern gelangen, weisen häufig metaphorische Bezüge auf und transportieren Bilder, die sie interessant erscheinen lassen (siehe zum Beispiel »Systemsprenger«). Solche bildhaften Aufladungen beschleunigen die Verbreitung von neuen Begriffen, stellen zugleich aber auch eine Hypothek für sie da, weil sie deren Gehalt immer auch mit Außerbeziehungsweise Unfachlichem belasten. Bei den Intensivgruppen hört man nicht zu Unrecht das Wort »Intensivstation« anklingen. Damit scheint vieles klar: so wie es akut und lebensbedrohlich erkrankte Menschen gibt, die auf eine Intensiv-

station verlegt werden, um dort besonders dicht überwacht und versorgt zu werden, so scheint es junge Menschen zu geben, die besondere Probleme haben und deswegen auf eine Intensivgruppe geschickt werden müssen, um dort mit Intensivpädagogik behandelt zu werden.

Solche begrifflichen Anlehnungen an den Medizinbereich gibt es in der Jugendhilfe immer wieder, siehe etwa Diagnose, Indikation oder katamnestische Untersuchung. Damit wird das eigene schwache Renommee und die eigene als schwach empfundene Wissenschaftlichkeit mit Hilfe dieser scheinbar unangefochtenen großen Schwester aufgewertet.

Zum Teil dürfen wir das auch:

Die Idee einer lebensbedrohlichen Krise mit Selbst- und Fremdgefährdung, die Überzeugung, dass Heilung nicht nur besonderer Aufmerksamkeit, sondern auch besonderer Mittel bedarf, das Bild einer »tiefen Wunde« oder der Infektion mit »destruktiven« Inhalten, die den Körper überschwemmen und den Geist verändern, bieten durchaus tragfähige Analogien. Nur wäre es gefährlich, Intensivpädagogik darauf verkürzen zu wollen. Denn die Intensivstation ist eine »totale Institution« (Goffman), deren Abläufe durch Überwachung und Kontrolle geprägt sind, in der man die Verantwortung für die Besserung des eigenen Zustandes abgibt und sich behandeln lässt: Apparate, Infusionen und Medikamente liefern die von außen kommenden Mittel, mit der innere Zustände zum Besseren hin gewendet werden sollen. Ein solches Bild wäre für jede Form von Pädagogik – und erst recht Intensivpädagogik – fatal: diese muss keinesfalls in totalen Institutionen stattfinden, sondern kann auch in offenen, dezidiert auf Freiräume setzende Settings verwirklicht werden (Schwabe/Stallmann/Vust 2013). Und noch viel wichtiger, Pädagogik ist nur als Koproduktion zwischen Personen denkbar, die sich gegenseitig wahr- und ernstnehmen und in Beziehung treten. Anfangen müssen damit oft die Erwachsenen und dabei auch in Vorleistung gehen. Aber ohne dass es ge-

lingt, den jungen Menschen zu gewinnen, selbst etwas verändern zu wollen, laufen alle pädagogischen Bemühungen ins Leere. Und insofern taugt die »Intensivstation« eben nur sehr bedingt als begriffliche Orientierung für Intensivpädagogik und enthält mindestens so viele irreführende wie analogiefähige Bilder und Anknüpfungspunkte.

Ein anderes Assoziationsfeld für »intensiv« ergibt sich aus der **Werbung**: eine Möglichkeit mit einem Angebot die Aufmerksamkeit der Konsumenten zu erregen, besteht darin, es mit dem Epitheton »intensiv« zu verbinden: man verspricht dann eine »Intensiv-Reinigung« oder eine »Intensiv-Massage« das heißt, eine Art der Behandlung, die über das sonst angebotene Maß hinausgeht und kräftiger, tiefer sowie umfassender wirken soll. Hierfür fordern die Anbieter höhere Preise.

Diese Werbestrategie könnte man »Steigerungsrhetorik« nennen. Die dahinter stehende Idee stützt sich auf die schlichte magische Formel »viel hilft viel«, was empirisch betrachtet völliger Blödsinn ist, weil es in allen Wirkungszusammenhängen auf quantitative und qualitative Passungsverhältnisse ankommt, auf das »rechte Maß« und »den richtigen Zeitpunkt« (kairos). Auch weniger, kann mehr sein!

Dennoch gelingt es den Intensivbehandlungen trotz höherer Kosten neue Kunden anzuziehen. Mit dieser Werbestrategie sind aber auch zwei Nachteile verbunden, die auch die Intensivgruppen der Jugendhilfe ereilen. Erstens geht mit der Bezeichnung »intensiv« eine Abwertung des Normalangebotes einher: eine Normalreinigung oder eine herkömmliche Massage geraten so in den Ruf nicht so gut oder schwächer oder gar überflüssig zu sein. Damit erleben die Anbieter von Standard-Behandlungen, die sie selbst für qualitativ genug halten, ihr Angebot diskreditiert und abgewertet. Wodurch sie sich häufig dazu eingeladen fühlen, das Intensivangebot als überflüssig oder gar schädlich zu bewerten. Denn »intensiv«, das ist der zweite Nachteil, löst fast

immer auch Zweifel beziehungsweise Ängste beim Konsumenten aus: entweder, dass das eigene höhere finanzielle Investment ins Leere geht, weil »intensiv« auch nicht mehr bringt als Standard: Der teurere Intensiv-Versicherungsschutz beispielsweise erweist sich, wenn der Flug ausfällt, als überbezahlt, weil die anderen Mitreisenden auch eine Übernachtung und ein Essen bezahlt bekommen.

Oder die zweite Gefahr ist, geschädigt zu werden: Wer hat sein Kleid oder seinen Anzug nicht schon einmal in die Intensivreinigung gegeben mit dem Ergebnis, dass zwar der Fleck weg war, der Stoff aber auch Farbveränderungen oder Ausbleichungen erlitten hatte? Wer hat nicht schon einmal so intensiv Sport gemacht, dass er nachher für drei Tage erschöpft war oder sich Rückenprobleme zugezogen hat?

»Intensiv« steht also immer auch im Verdacht, das, was es behandeln und verbessern will, auch zu strapazieren, es besonderen Härten zu unterwerfen und es dadurch ungewollt auch zu schädigen.

Diesen Verdacht gibt es auch gegenüber Intensivgruppen und zwar auch wieder in zweifacher Hinsicht: sie könnten Individuen schädigen zum Beispiel durch zu viel an Kontrolle und repressiven Methoden, die die Probleme erst hervorbringen, die sie anschließend behandeln wollen. Und sie könnten das System Heimerziehung schädigen, indem sie ihm wertvolle finanzielle Ressourcen entziehen, die dazu führen, dass das (stationäre) Standardangebot personell immer schlechter ausgestattet wird und deswegen die Probleme ungewollt mit hervorbringt, mit der die besser ausgestatteten Intensivgruppen nachher umgehen. Beide Vorwürfe sind ernst zu nehmen und könnten nur entkräftet werden, wenn Intensivangebote manchmal eben auch mit mehr Partizipation, Freiräumen und Selbstverantwortung verbunden wären als in Standardangeboten üblich und/oder nicht mehr kosten, sondern sogar preiswerter wären als diese.

2. Intensiv-Pädagogik: Anknüpfungspunkte in der Pädagogik

Machen wir uns nichts vor: erst gab es die Intensivgruppen der Jugendhilfe, ein kostenintensives und umstrittenes, aber sehr nachgefragtes Angebot, dann wurde der Begriff »Intensivpädagogik« erfunden. Und zwar zur Begründung, Systematisierung und nicht zuletzt auch Legitimierung einer schon etablierten institutionellen Praxis. Dies war nicht das erste Mal in der Geschichte der Pädagogik der Fall. Erst gab es die Erfahrungen von Kurt Hahn mit Naturerlebnissen und Wanderabenteuern, dann die Erlebnispädagogik. Oder erst gab es zahlreiche pädagogische Bemühungen um blinde, taube oder entwicklungsverzögerte Kinder und dann erst die Sonderpädagogik. Erst die Praxis beziehungsweise dann die Theoretisierung, oder erst die Profession dann die Disziplin, gegen diesen Entwicklungsgang gibt es nichts einzuwenden.

Die Disziplin der Sonderpädagogik, die sich in Berlin Rehabilitationspädagogik nennt, scheint mir inhaltlich die tragfähigsten Anknüpfungspunkte zu bieten: sie beschäftigt sich ähnlich wie die Intensivpädagogik mit »besonderen« Kindern, die »besondere Herausforderungen« stellen, was ihre Bildung und Erziehung betrifft. Gleichzeitig muss sich die Intensivpädagogik davor hüten eine außerschulische Sonderpädagogik werden zu wollen.

Sinnesbehinderungen stellen körperliche beziehungsweise hirnorganische Beeinträchtigungen dar, die es erforderlich machen zunächst den Menschen in den Mittelpunkt zu stellen und ihm geeignete Räume zur Verfügung zu stellen, in denen er sich in seinem Tempo und auf seine Weise und mit den für ihn notwendigen Hilfsmitteln entwickeln und lernen kann.

Die Schwierigkeiten, die junge Menschen in Intensivgruppen mitbringen, sind dagegen in erster Linie sozialer Natur: sie wurden meist schon in frühen Familienbeziehungen vermittelt und werden

auch aktuell durch destruktive Interaktionsmuster aufrecht erhalten, an denen der junge Mensch, aber eben auch noch viele andere beteiligt sind: Eltern, Lehrer, Peers sowie Ärzte, Therapeuten und Sozialpädagogen. Was Marianne Meinhold über Sozialpädagogik schrieb, gilt auch für Intensivpädagogik: »Wir behandeln nicht Personen, sondern Situationen« (Meinhold). Das heißt, wir dürfen die Probleme nicht individualisieren, sondern müssen sie systemisch in den Familienbeziehungen verorten, die nicht stabil oder wohlwollend genug waren für das Kind, in den Helfersystemen, die darauf zu langsam oder zu schnell reagiert haben, aber in jedem Fall so ungeschickt, dass es bei Eltern zur Entwicklung von Abgabe- oder Kampfmustern zwischen Familie und Jugendamt gekommen ist und damit Hilfefkarrieren begonnen haben (Biene 2012), die die Probleme eher verschärft als aufgelöst oder zumindest vermindert haben. Insofern muss Intensivpädagogik grundsätzlich systemisch orientiert sein.

Mit der Sonderpädagogik teilt die Intensivpädagogik aber ein **Dilemma**, das zu einer besonderen Nähe führt: Während weite Teile der Sozialpädagogik heute dezidiert und durchgängig auf Inklusion, Normalisierung und Wohnortnähe setzen, **sehen sich Intensiv- und Sonderpädagogik herausgefordert, auch die möglichen Vorteile von Exklusion und von Spezialisierung mit Blick auf besondere Methoden ins Auge zu fassen.**

Bei der Sonderpädagogik geht es um die Frage, ob die Kinder ohne Behinderung in manchen Lernsituationen – ohne es zu wollen – entmutigend für Kinder mit Behinderungen wirken können beziehungsweise wie viel Auszeiten diese mit ihresgleichen brauchen. Dies gilt sowohl fürs Lernen als auch für eine selbstbewusste Identitätsbildung als Mensch mit Behinderung, der diese weder verleugnen noch verstecken muss. Burkhard Müller Lehrstuhl für Sozialpädagogik, Universität Hildesheim schreibt: »In der Intensivpädagogik haben wir es als Zielgruppe mit jungen Menschen zu tun, die selbst- oder fremdgefährdend agieren oder in anderer Hin-

sicht ein hohes Risiko – mal mehr für sich, mal mehr für andere – darstellen: das sind etwa zehn bis 15 Prozent der Erziehungshilfeklientel wie die Jule-Studie oder Menno Baumanns Aktenanalysen aus Niedersachsen gezeigt haben (Baumann 2010). Zehn bis 15 Prozent, bei denen Gewalthandeln und Drogenkonsum eine große Rolle spielen, aber auch das Verweigern von Regeln wie sie beispielsweise in einer Schulklasse unumgänglich sind, häufige Diebstähle, die in sozialen Zusammenhängen jegliches Vertrauen zersetzen, sexuelle Übergriffe, Brandstiftung oder die beinahe zwanghaft praktizierte Herabwürdigung anderer. All das sind zwar nur Symptome ihrer inneren Not und ihrer Verstrickung in chaotisch oder zumindest unabgestimmt agierende Interaktionssysteme.

Aber es sind Symptome, die andere junge Menschen physisch oder psychisch schädigen können, ihnen Angst machen oder diese kränken und massiv verstören. Kandidaten für Intensivgruppen verhalten sich oftmals »unzumutbar« für andere Kinder, mit weniger belasteten Biographien, aber auch für nicht spezialisierte Pädagoginnen und Pädagogen. Zudem lassen sie sich manchmal nur durch Methoden und mit Machtmitteln ansprechen und halten, die Kinder mit gelungenerer Entwicklung nicht benötigen. Einen minutiös durchstrukturierten Tagesablauf mit viel Außensteuerung, Time-out-Räumen, einem Personal, das möglichst verletzungsarmes Überwältigen trainiert hat sowie Auf-dem-Boden-Festhalten, wenn Wutanfälle zu Angriffen auf andere führen.

Oder – im Gegensatz dazu – sie benötigen ein Gegenüber, das auch in Risikosituationen auf Belehrung und Intervention verzichtet und zunächst nur aushält, weil sich vorher gezeigt hat, dass die üblichen pädagogischen Strategien ins Leere laufen (vergl. Schwabe/Stallmann/Vust 2013).

Das alles brauchen die meisten jungen Menschen, auch die, die in Erziehungshilfen auf-

genommen werden, nicht. Was für 80 bis 90 Prozent der Kinder die falsche Pädagogik wäre, kann für zehn bis 20 Prozent genau die richtige sein. Das ist die Bedeutung von »Pädagogik an den Grenzen von Pädagogik«.

Insofern stellt sich die Frage, wie viel Exklusion in Sondereinrichtungen für diese zehn Prozent bis 15 Prozent angemessen ist, wie viel Normalisierung und Entspezialisierung bei ihnen aber dennoch möglich sind und wie ein schrittweiser Übergang in Inklusion geschaffen werden kann. Denn ein öffentliches Schwimmbad zu besuchen, eine Theatervorstellung oder eine Disco, in den örtlichen Fußballverein einzutreten oder an einem Ferienlager teilzunehmen, an dem der ganze Querschnitt der jugendlichen Bevölkerung teilnimmt, das alles bietet Erfahrungsmöglichkeiten, die auch für die zehn Prozent wichtig sind und vom ersten Tag an auch aus einer Intensivgruppe heraus möglich sein müssen.

Bei dieser Zielgruppe kommt es auf einzelfall-spezifisch abgestimmte Mischungen von Inklusion und Exklusion an, ohne die Nachteile dieses prekären Zwischenstatus aus den Augen zu verlieren, die da wären: die Zusammenballung vieler Schwierigen in einer Gruppe und die sich daraus ergebenden Ansteckungseffekte, die zu Eskalationen führen können, die Gefahr von Machtmittelmissbrauch durch Pädagogen/innen.

Dasselbe gilt übrigens auch für das Mischungsverhältnis einer bewährten Pädagogik, die auf Beziehungsaufbau und Vertrauen setzt und neuen, ungewöhnlichen Methoden – ob diese nun radikal auf Freiraum und Selbstverantwortung oder auf Zwangselemente, Freiheitsbeschränkung bis hin zu Freiheitsentzug – setzen. Auch hier besteht das Heil nicht in dem Einem oder dem Anderen, sondern in einer reflektierten Mischung aus beiden: Wertschätzung, Fairness und Abstinenz von entwürdigenden Maßnahmen aller Art müssen elementare Bestandteile jeder Pädagogik, auch von Intensivpädagogik sein.

3. Wie kann man »Intensivpädagogik« definieren?

Intensivpädagogik ist Sozialpädagogik in einer bestimmten Fallkonstellation. Zur Klärung dieser Fallkonstellation ist die Unterscheidung des Falles in drei Dimensionen hilfreich, wie sie Burkard Müller vorgeschlagen hat. Fall von, Fall für und Fall mit (Müller, 2009)

Bei Intensivpädagogik geht es um Fälle von bisher misslungener Hilfeplanung. Damit gehen destruktive Eskalationen einher, die den jungen Menschen, seine Familie, aber auch die Helferinnen und Helfer involvieren. Diese Eskalationen steigern sich bis zu Selbst- und Fremdgefährdung, die allen Beteiligten Sorgen bereiten. Und es geht immer um Fälle von mangelndem oder fehlendem Fallverstehen, denn es sind Fälle, zu denen der Zugang fehlt oder immer wieder abreißt.

Insofern sind es in der zweiten Dimension Fälle **für** eine besonders sorgfältige Hilfeplanung, für Fallverstehen durch ein multidisziplinäres Team und für das Entwickeln von passenden Settings und Methoden, mit deren Hilfe man sie erst einmal aushalten kann und in die sich die jungen Menschen erst einmal einlassen können.

Und es sind in der dritten Dimension Fälle **mit jungen Menschen**, die Probleme machen und Probleme haben (nach dem Diktum von Hermann Nohl), es sind Fälle mit verzweifelten oder sich schon abgewandten Eltern und Fälle mit ratlosen und irritierten Helfern, die mutig sein müssen, Nicht-Gelingen und Konflikte immer wieder auch der eigenen Institution und/oder Person zurechnen zu können.

Intensivpädagogik ist also Sozialpädagogik in bestimmten Fallkonstellationen, die nur zehn Prozent bis 15 Prozent der jungen Menschen betreffen, die Jugendhilfe brauchen.

Das heißt aber auch: Intensivangebote müssen weder immer, noch automatisch in Gruppen,

schon gar nicht Spezialgruppen für sogenannte Systemsprenger, noch immer in stationären Kontexten, noch immer wohnortfern realisiert werden. Intensivpädagogik kann ebenso auf den einzelnen, jungen Menschen, aber auch seine Eltern oder das Helfersystem und deren Verflechtungen fokussieren. Intensivpädagogik muss in der Lage sein, die Entwicklung von Intensivangeboten anzuleiten, maßgeschneiderten und standardisierten beziehungsweise settinggestützten, und deren Umsetzung kritisch zu begleiten, mit wachem Blick für die jeweiligen Risiken und ungewollten Nebenwirkungen, die mit ihnen verbunden sein können.

4. Was kann »intensiv« bedeuten? Acht Operationalisierungen

Wie lässt sich aber nun das Intensive der Intensivpädagogik operationalisieren? Die Intensität des Intensivangebots kann sich auf mindestens acht unterschiedliche Ziele und Bereiche beziehen; insbesondere auf

1) Die **Sorgfalt**, mit der das sozialpädagogische Fallverstehen, die diagnostische Abklärung, das Clearing im Helfersystem und die Settingauswahl **vor der Aufnahme** in jede Form von Hilfe – nicht nur in einer (Intensiv-)Gruppe – erfolgen.

Werden diese Arbeitsschritte professionell und mit einem hohen interdisziplinären Vernetzungsgrad und unter Partizipation mit jungen Menschen und Eltern durchgeführt, so stellen sie bereits einen intensiven Einstieg in die Hilfe dar. Weil in herkömmlichen Angeboten dafür häufig weder Zeit noch Geld zu Verfügung stehen, scheitern diese häufiger. Ein gelungener Hilfebeginn steigert dagegen die Erfolgsaussichten (Tornow/Ziegler 2012. 151). Insofern sollten intensive Clearingprozesse auch regulären Hilfen vorgeschaltet werden, um deren Chancen auf Gelingen zu erhöhen.

2) Die **Dichte der pädagogischen Betreuung**

Diese kann auf zwei Weisen erhöht werden:

weniger junge Menschen als in herkömmlichen Gruppen (drei oder vier oder sechs junge Menschen statt acht oder neun oder zehn in herkömmlichen Gruppen) und/oder mehr Pädagogen als in herkömmlichen Gruppen. Das heißt, Doppel- und Dreifachdienste statt Einzeldienste tagsüber, zu besonderen Stoßzeiten, aber eventuell auch in der Nacht. Da die für Intensivangebote angefragten jungen Menschen häufig mit sozialer Komplexität überfordert sind, können für viele Kinder und Jugendliche kleine Gruppen mit mehr Pädagogen als sinnvoll gelten.

3) Die **Dichte der Interaktion mit den Peers und deren Bedeutung**

Von der Wichtigkeit in Bezug auf Veränderungsanstöße stehen hier nicht Erwachsene im Mittelpunkt, sondern die Gleichaltrigen. Es gibt Großgruppen-Arrangements mit 24 Jugendlichen und mehr in einem Haus wie beispielsweise im »Come In!« in Hamburg oder im sogenannten »soziologischen« Ansatz in Glen Mills oder bei A. S. Makarenko beziehungsweise Siegfried Bernfeld. Diese setzen in erster Linie auf die Erziehung und Beratung Jugendlicher durch Jugendliche. Zum einen finden diese in Großgruppen-Settings geeignete Mentoren beziehungsweise Vorbilder oder mögliche Freunde. Zum anderen wird dort auf regelmäßige Rückmeldungen in Gruppenkonferenzen Wert gelegt. Mehrfach am Tag kommentieren Jugendliche in gemeinsamen Runden das beobachtete Verhalten anderer Jugendlicher oder bewerten dieses mit Punkten. Diese Rückmeldungen definieren dann Rechte und Freiheiten, aber auch Grenzen und Pflichten, die im Rahmen einer hierarchischen Gruppenstruktur eingenommen werden können beziehungsweise ausgeführt werden müssen. Hier werden Formen besonders dichter Peer-Education organisiert. (Ähnlich dichte Rückmeldungen, die besser angenommen werden können als die von Erwachsenen, kann man übrigens auch von anderen Lebewesen erhalten: von Tieren! Weshalb auch diese in der Intensivpädagogik eine wichtige Rolle spielen können).

4) Langfristigkeit und Stabilität eines Beziehungsangebotes, Stichwort »Beziehungskontinuität« in und außerhalb der Familie

Bei diesem Thema denken wir zu Recht an die Verantwortung von Professionellen in der Rolle von »sozialen Müttern und Vätern«, die bereit sind, sich für fünf bis sieben Jahre auf eine Beziehung mit jungen Menschen einzulassen. Voraussetzung dafür ist die sorgfältige Auswahl einer Betreuungsperson, die über Monate oder Jahre die Hauptbezugsperson des Jugendlichen sein und bleiben soll. Die gelungene Etablierung einer langfristigen Beziehung, die auch heftige Auseinandersetzungen und Krisen übersteht, stellt das vorrangige Ziel spezifischer Intensivsettings dar und bedarf besonderer institutioneller Arrangements wie zum Beispiel ein Sabbatjahr nach fünf bis sieben Jahren. Die neuen familien-ersetzenden Orte können im Inland oder Ausland angesiedelt sein. Das Hauptaugenmerk auf Beziehung und Beziehungsgestaltung verdeutlicht, dass junge Menschen mit massiven Bindungsstörungen nur bedingt in diese Form von Intensivpädagogik passen.

Aber: Wir müssen aufpassen, dass wir nicht zu schnell an Fremde denken und zu rasch die Eltern des jungen Menschen aus dem Blick verlieren. Der Ansatz der Systemischen-Interaktions-Therapie und Beratung (SIT) von Michael Biene ist eine sehr intensive Form, Eltern dafür zu gewinnen und dazu zu befähigen, sich wieder selbst gut um die eigenen Kinder zu kümmern. Gerade auch, wenn diese über drei oder fünf Jahre hinweg oder mehr in Heimen gelebt haben. Dass es funktioniert, durfte ich im Triangel-Eltern-Kind-Haus in Herne und Berlin selbst erleben.

5) Den Strukturierungsgrad des Angebots

Tages- und Wochenpläne können zeitlich besonders dicht, abwechslungsreich und/oder individuell zugeschnitten sein, sodass eine hohe Förderintensität entsteht. Mehrere Fachkräfte – auch unterschiedlicher Profession und/oder mit unterschiedlichen Funktionen – arbeiten hier so

zusammen, dass die jungen Menschen möglichst vielseitig gefördert und gefordert werden. Die jungen Menschen bekommen durch Tages- und Wochenpläne eine intensive Orientierung darüber, wann, was mit wem stattfinden soll. Dies setzt ausreichend Personal, aber auch sorgfältig geplante Rückzugsräume und Pausen voraus. Hier ist ein besonders intensives Alltags- und Ablaufmanagement gefragt.

6) Intensivpädagogik kann mit einem intensiven Ausmaß an Aufsicht und Kontrolle einhergehen.

Diese dienen dem Schutz und der Sicherheit der jungen Menschen, insbesondere derjenigen, die zu Selbst- und Fremdgefährdung neigen. Kontrollaufgaben gehören in vielen Intensivsettings mit zu den zentralen Aufgaben der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Solche Settings werden von jungen Menschen häufig nicht freiwillig gewählt. Im Gegenteil, sie lehnen es häufig sogar ab. Eltern und Jugendamt haben entschieden, dass sie in dieses spezielle Angebot aufgenommen werden. Deswegen müssen Mitarbeiter/innen in Intensivsettings auch mit besonders wenig motivierten und zunächst feindselig eingestellten jungen Menschen arbeiten können und wollen. Eine besonders hohe Kontrolldichte wird in sogenannten »Freiheitsentziehenden Maßnahmen« angestrebt, die allerdings schon nach wenigen Tagen Freiräume eröffnen, wenn erste Anpassungsleistungen stattgefunden haben. Geschlossenheit und Freiheitsbeschränkung stellt eine besonders zuverlässige Form dar, zeigt aber auch nur, wie Kontrolle und Aufsicht umgesetzt werden können. Bestimmte Jugendliche reagieren so aversiv auf Zwang oder Einschluss, dass diese Maßnahmen rasch beendet und Alternativen gefunden werden müssen, die trotzdem Sicherheitserfordernissen Rechnung tragen. Intensität darf und soll nicht immer bedeuten »mehr Kontrolle«: auch das gezielte beziehungsweise reflektierte Loslassen von Jugendlichen, denen man Freiräume zum Sich-Ausprobieren eröffnet, währenddessen man sie sorgfältig beobachtet und aus der Ferne »hält« (D. W. Winni-

cott), aber nicht »bedrängt«, kann als Teil eines Intensivsettings stattfinden.

7) »Intensiv« können auch die **Kooperationsbeziehungen und Formen der reflektierten, verzahnten Arbeitsteilungen** sein.

Und zwar zu einem oder mehreren anderen System/en, die mithelfen den jungen Menschen und seine Belastungen auszuhalten und diese Schritt für Schritt zu verringern: das kann die Zusammenarbeit mit der Psychiatrie umfassen, aber auch mit der Justiz wie bei der U-Haft-Vermeidung oder die Zusammenarbeit mit »coolen Handwerkern«, einem Stuntman oder einem Schäfer, der junge Menschen in einem institutionellen Setting unter seine Fittiche nimmt (vergl. Müller/Schwabe 2011).

Häufig muss die Kooperation zwischen drei oder vier Systemen extrem intensiviert werden, bis ein Schritt in der Entwicklung nach vorne gelingt. Oft kommt es darauf an, dass mit dem jungen Menschen weniger geredet wird und er umso mehr tun und somit erleben kann. Jedoch brauchen die Erwachsenen eine ständige intensive Kommunikation zur Klärung von je anderen, aber sich ergänzenden Aufgaben und Rollen.

8) Reflektiertheit der Betreuung

Laufende Selbstreflexion, kontinuierlich weiterentwickeltes Fallverstehen und immer wieder angepasste Hilfeplanung stellen ein wichtiges Merkmal von Intensivpädagogik dar. Die Anzahl an Stunden für Teamreflexion, Einzel- und Gruppen-Supervision sowie für die Vor- und Nachbereitung von Interventionen wie beispielsweise über Videodokumentation und anschließende Auswertung mit allen Teammitgliedern kann und muss in Intensivgruppen deutlich höher liegen als in herkömmlichen Settings. Gerade bei »Einzelsettings« (siehe C), aber auch in besonders kreativen und eventuell stark risikobehafteten Settings wie GU/FEM oder besonders niedrigschwellige Formen mit großem Freiraum müssen die Gefahren und (unerwünschten) Nebenwirkungen dieser Settings ständig mit reflektiert werden.

Etliche Träger brüsten sich mit Intensivgruppen, die diesen Namen nicht verdienen. Etikettenschwindel ist leider weiter verbreitet als man denkt. Um sich Intensivangebot nennen zu dürfen – so der Versuch einer ersten Standardsetzung – müssten mindestens drei dieser Intensitätsmerkmale nachprüfbar (!) realisiert sein. Zugleich müsste das Fehlen anderer Intensitätsdimensionen entweder als fachlich begründet ausgewiesen oder als anzuwendende Aufgabe für die Zukunft mit realistischen Planungsschritten nachgewiesen werden.

5. Arbeitsprogramm zur weiteren Konturierung einer niveaullernen Intensivpädagogik

Sechs Punkte scheinen mir zentral:

- 1) Die »Arbeit am Begriff« muss fortgesetzt und verfeinert werden. Alternativen wie »Sozialpädagogik zur Auflösung unproduktiver Interaktionsmuster in Hilferkarrieren« oder »Sozialpädagogik mit jungen Menschen und Helfen in Krisen« oder »Sozialpädagogik an den Grenzen von Pädagogik« sind willkommen. Welche Begrifflichkeit sich am Ende einmal etablieren wird, ist noch nicht abzusehen.
- 2) Intensitätsmerkmale in unterschiedlichen Settings müssen erfasst und dokumentiert werden, um daraus mittelfristig Standards zu entwickeln: »Wir sind ein Intensivangebot, weil beziehungsweise wenn ...«. Manchen Intensivangeboten müsste dieses Label aber auch begründet verweigert werden.
- 3) Bestehende Intensivangebote müssen erfasst werden:
 - Was steht in der Konzeption, aber auch wie sieht der Alltag in ihnen aus?
 - Löst er die Versprechen der Konzeption ein, geht er darüber hinaus oder findet dort Zusätzliches statt, ohne dass die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das selbst wahrnehmen und reflektieren?
 - Wie sieht die organisationskulturelle Einbindung der Intensivangebote innerhalb der Einrichtung aus?
 - Wie in das örtliche und/oder regionale Hilfesystem?

- Wie sieht die Kooperation mit Psychiatrie, Polizei und Gerichten aus und was wird dafür getan, dass sich diese verbessert?
- 4) Einzelne Fallverläufe werden hinsichtlich ihrer Dynamiken sowohl intern beobachtet und dokumentiert, als auch von außen mit Hilfe »teilnehmender Beobachtung« beziehungsweise ethnographischer Reflexion rekonstruiert und in Form »dichter Beschreibungen« (C. Geertz) gefasst werden. Dabei geht es zentral um die Frage, wodurch positive Wendepunkte innerhalb »negativer Verlaufskurven« (F. Schütze) zustande gekommen sind, aber auch um die Frage, warum diese ausblieben.
- 5) Evaluationen unterschiedlicher Intensivsettings werden hinsichtlich ihrer Auswirkungen und ihrer Nachhaltigkeit im Hinblick auf gelingendere Lebensvollzüge miteinander verglichen, aber auch im Hinblick auf ihre Nebenwirkungen und Risiken. Je freiheitsbeschränkender sie sind, umso wichtiger wäre es, dass sich diese Eingriffe längerfristig als lohnend für den jungen Menschen und seine Familie nachweisen lassen oder eben als relativ »unwirksam« (siehe Menk/Schnor/Schrappner 2013).
- 6) Intensivgruppen sollten sich in regionalen Netzwerken zusammenschließen: zum Erfahrungsaustausch, zur gegenseitigen Unterstützung – durchaus auch fallbezogen –, aber auch zur Verabredung von Standards, für die man gemeinsam eintreten will.
- 7) Studierende werden im neuen Masterstudiengang der Kaiserswerther Diakonie durch praxiserfahrene und theoretisch versierte Dozenten und die Ressourcen ihrer Mitstudierenden in die Lage versetzt, während des gesamten Masterstudiums, im Rahmen ihrer Masterarbeit und in postgradualen Netzwerken in niveaувollen Formen an den Aufgaben 1 bis 5 zu arbeiten. Dabei entwickeln sie mit ihren Dozenten nach und nach ein Curriculum, das diese Prozesse systematisch anleitet und unterstützt.

Schauen wir mal, ob es was wird mit der Etablierung der »Intensivpädagogik« als Teil, aber auch

als streitbarer Flügel der Sozialpädagogik. Das wird nicht zuletzt davon abhängen, ob uns eine sinnvolle Professionalisierung in Hochschulen und über Weiterbildungen gelingt. Insofern wünsche ich dem Masterstudiengang der Fliedner-Hochschule der Kaiserswerther Diakonie viel Glück. □

Literatur

- Biene, M.: Systemische Interaktionsberatung: eine Einführung, in: Rhein, V. (HG): Moderne Heimerziehung heute, 2011, Band 2/3, 2012, S.3 – 139
- Biene, M. / Paluszek, T. / Schwabe M.: Einblicke in die Praxis der Elternaktivierung in der SIT-Arbeit, in: Rhein, V. (HG): Moderne Heimerziehung heute, Band 4, 2013. S. 13 – 78
- Baumann, M.: Kinder, die Systeme sprengen, Hohengehren 2008
- Koch, J.: Grauzonen und die geschlossene Unterbringung in: Forum Erziehungshilfen, Heft, 2014, S. 114 – 115
- Meinhold, M.: Wir behandeln Situationen – nicht Personen, in: Müller, S. u.a. (Hrsg.): Handlungskompetenzen in der Sozialen Arbeit, Bielefeld, 1982
- Menk, S. / Schnor, V. / Schrappner, C.: »Woher die Freiheit bei all dem Zwange?« – Langzeituntersuchung zu Wirkungen geschlossener Unterbringung, Weinheim und München 2013
- Müller, B.: Sozialpädagogisches Können – ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit, 7. Aufl. Freiburg i. Br., 2009
- Müller, B. / Schwabe, M.: Pädagogik mit schwierigen Jugendlichen – Ethnographische Erkundungen zur Einführung in die Hilfen zur Erziehung, Weinheim – München, 2011
- Schwabe, M. / Stallmann, M. / Vust, D.: Freiraum mit Risiko: niedrigschwellige Erziehungshilfen für sog. »Systemsprenger«, Ibbenbüren, 2013
- Schwabe, M.: Heimerziehung in Intensivgruppen mit Zwangselementen: ein Trend, den es aufmerksam zu beobachten und kritisch zu begleiten gilt, in: Unsere Jugend, Heft, 2008, S. 22 – 32
- Tornow, H. / Ziegler, H.: Ursachen und Begleitumstände von Abbrüchen stationärer Erziehungshilfen (ABiE), EREV-Schriftenreihe 2, Hannover, 2012

Dr. Mathias Schwabe
Denkzeit-Trainer
Evangelisches Kinderheim
Herne & Wanne-Eickel
Intensivgruppe »180 Grad«
mathias.schwabe@web.de